

I. Abhandlungen und Vorträge.

Sagen der Tembé-Indianer.

(Pará und Maranhão.)

Von

Curt Nimuendajü Unkel.

Inhalt:

I. Die Zwillingssage und die Karu- wára	281	VII. Die Falken und die Sintflut	292
II. Sinbrand und Sintflut	288	VIII. Der Ursprung des Honig- festes	294
III. Der Raub des Feuers	289	IX. Die Tochter des Königsgeiers, oder der Besuch im Himmel	295
IV. Der Erwerb der Nacht	289	X. Der Knabe und der Bakurás (Ywyzaú remirahakwéra)	299
V. Der rollende Totenschädel	290		
VI. Das Fest der Tiere	291		

I.

Die Zwillingssage und die Karuwára.

Die Indianer besaßen anfangs keine Mandioka: statt ihrer bauten sie in ihren Pflanzungen Camapú-Beeren. Einst war ein Indianer dabei, sein Land zum Anbau von Camapú zu bestellen, als Maíra¹⁾ zu ihm hintrat und ihn fragte, was er da mache. „Das geht dich nichts an, gab der Indianer zur Antwort, ich bin nicht dein Sohn, daß du danach fragst!“ Maíra ging weiter, und als er ein Stück gegangen war, blickte er sich um: Da stürzte der Wald über der Pflanzung des Mannes zusammen und bedeckte sie. Der Mann ging darauf nach Hause; einen Kürbis, den er in seiner Pflanzung gefunden hatte, ließ er am Wege zurück. Er holte sein Messer und ging Maíra nach, um ihn zu töten. Er kam an ein Haus und fragte nach Maíra, dieser war aber schon weitergegangen. Da hob der Indianer einen anderen Kürbis auf, den er neben dem Haus liegen sah, und indem er sprach: — „Wenn ich den Kerl (Maíra) nur fände, ich würde ihn so töten!“ — warf er die Frucht in die Höhe, um sie mit der Spitze seines

1) Einmal wurde mir auch als Name dieser Person „Mairatá“ genannt, was vielleicht mit dem Verbum atá = gehen zusammengesetzt ist und etwa „Maíra der Wanderer“ bedeuten könnte.

Messers aufzufangen. Der fallende Kürbis aber prellte die Hand mit der Waffe zurück, deren Spitze dem Mann in den Hals drang, so daß er starb.

Maira ging weiter und traf einen anderen Indianer in der Pflanzung, den er gleichfalls fragte, was er tue. — „Ich reinige meine Camapú“, — antwortete der Mann und setzte hinzu: — „Wenn doch unser Vater Maíra zu uns kommen wollte, er würde uns gewiß viele Sachen bringen!“ — „Der, den du vor dir siehst, ist dein Vater“, antwortete Maíra, „willst du Mandioka haben?“ — Der Mann bejahte, und sogleich verwandelte Maíra die gefällten Bäume der Pflanzung in Mandiokaholz. Er unterwies ihn, wie er es zu pflanzen habe, und dann gingen sie zusammen nach dem Hause des Indianers. Maíra schickte ihn jedoch gleich wieder in die Pflanzung zurück, er solle Mandiokawurzeln holen, um Manikwéra zu machen. Der Mann meinte jedoch, da sie die Mandioka eben erst gepflanzt hatten, so könnten doch noch keine Wurzeln vorhanden sein. — „So sollst du deine Mandioka erst nach einem Jahr ernten“, — sprach Maíra und ging wieder weiter¹⁾.

Er kam zu seinen Genossen²⁾, und dann zog er abermals von dannen. Einst blieb er im Walde vor einem Pitywi-Baume stehen, und als er den schönen, geraden Stamm betrachtete, lehnte er sich daran und sprach: — „Ich wollte, daß dieser Stamm zu einem Weibe würde, das meine Gefährtin sein könnte“. — Da wurden hinter seinem Rücken die Zweige des Baumes zu einer Hütte und der Stamm zu einem Mädchen, welches Maíra aufforderte, einzutreten. Er wohnte nun lange Zeit mit ihr zusammen, dann zog er abermals weiter³⁾.

Die Frau war schon schwanger, und das Kind in ihrem Leibe sprach: — „Laß uns unserem Vater folgen!“ — Sie wunderte sich, daß ihr Sohn so redete, noch ehe er geboren war, und fragte: — „Weißt du denn den Weg?“ — „Ich weiß ihn.“ — „Dann laß uns gehen!“ — Sie gingen ihres Weges, und der Knabe hieß die Mutter die Blumen pflücken, an denen sie vorüberkamen. An einer saß jedoch eine Wespe, welche die Frau in den Finger stach. Da schlug sie sich mit der Hand auf den Leib und sprach: — „Warum willst du auch immer Blumen haben, du bist doch noch nicht geboren!“ — Darüber wurde der Sohn Maíras zornig.

1) Hier und weiter unten noch mehrfach erscheint Maira in dieser Eigenschaft als „Wanderer“.

2) Als ich meinen Gewährsmann Antonio Honorato fragte, ob er sich auf keinen Namen dieser Genossen Maíras besinne, erwiederte er, einer, der Koch, habe „Adam“ geheißen.

3) Der alte Tembéhauptling Major Leopoldino vom Rio Guamá erzählte den Anfang der Zwillingsgeschichte in folgender Form: Maíra besuchte allnächtlich ein Weib, ohne sich ihm zu erkennen zu geben. Sie dachte vergebens darüber nach, wer der heimliche Besucher sein könnte. Schließlich holte sie Genipapo, zerrieb ihn, und stellte einen Topf mit der schwarzblauen Farbe unter die Hängematte. Als Maíra in der Nacht wieder kam, fragte sie ihn: „Wer bist du denn?“ — „Ich bin es“, antwortete Maíra. Da tauchte sie die Hand in die Farbe und schwärzte ihm damit das Gesicht. Als Maíra am anderen Tage sah, daß er gezeichnet war, zog er fort und kam nie wieder zu der Frau zurück. Diese war schon schwanger usw.

„Welchen Weg ist dein Vater gegangen?“ — fragte die Mutter ihren Knaben; da wies er ihr den Weg zum Hause des Myk ra. Abends kamen sie dort an, gerade als ein Regengu  rauschend heranzog. Myk ra fragte das Weib, wohin es wolle, und es erzählte ihm, daß es den Vater seines Sohnes suche. Dann bat es Myk ra um ein Nachtlager, und dieser hieß es eintreten. Als die Frau ihre Hängematte aufgespannt hatte, stieg Myk ra auf das Haus, wie er sagte, um das Dach gegen den Regen dicht zu machen. Er öffnete jedoch eine Traufe gerade über der Hängematte der Frau, so daß das Regenwasser auf ihr Lager herunterflo . — „In deinem Hause regnet es aber!“ — sagte die Frau, und Myk ra hieß sie nun ihre Hängematte näher an der seinen aufspannen, wo es nicht regnete. Heimlich stieg er aber auf das Dach und öffnete wieder eine Traufe über dem Lager der Frau. Schließlich mußte diese ihre Hängematte ganz dicht an der Myk ras anbringen. Sie schlief nun die ganze Nacht mit Myk ra zusammen, und am Morgen war sie auch von ihm schwanger. Da sprach Ma ras Sohn (Maira ra) zu dem Sohn Myk ras (Mykura ra): — „Nein, hier so dicht zusammen mit mir will ich dich nicht haben! Bleibe auf der anderen Seite!“ — Am folgenden Tage ging die Frau weiter.

Als die Frau wieder den Sohn Ma ras nach dem Weg seines Vaters fragte, wies er sie den Weg zu den Tigern!). In der Wohnung der Tiger war nur eine Alte zu Hause, welche sie empfing: — „Wo kommst du her, meine Tochter? Meine S hne sind sehr b se, wenn sie hungrig nach Hause kommen und nichts zu fressen finden!“ — Sie versteckte die Frau unter einem großen Korbe. Dann kamen ihre Söhne zurück und fragten: — „Was riecht denn hier so?“ — „Nichts“. — Da st lpten sie den Korb um, aber Maira ra verwandelte die Mutter in ein Reh, welches entfloh. Die Tiger verfolgten es, holten es ein und zerrissen es. — „Sieh, Mutter, es hat Junge!“ — riefen sie. — „Dann laßt sie mir, damit ich mir Moj ka²⁾ davon kochen kann,“ — sprach die Alte und tat die beiden in einen Kochtopf mit heißem Wasser, aber sie verbrannte sich die Hand. Sie wollte sie mit dem Messer in Stücke schneiden, aber sie schnitt sich in den Finger, und als sie sie ins Feuer legen wollte, verbrannte sie sich wieder die Hand. Dann versuchte sie die Kleinen im Mörser zu zerstoßen, aber sie stieß sich nur selbst mit dem Stößel. Da beschloß sie, die beiden aufzuheben und steckte sie unter einen Korb. Am andern Morgen waren es zwei junge Papageien. — „Was für hübsche Papageien“, sprach die Alte, „die will ich mir aufziehen!“ — Und sie gab ihnen Futter. Am nächsten Morgen hatten sie sich in zwei Kinder verwandelt. — „Siehe da, zwei Kinder sind es geworden,“ rief die alte Tigerin, „die will ich als meine Enkel aufziehen, damit sie mich später in die Pflanzung begleiten!“ — So zog sie die beiden auf.

Die Tiger machten ihnen Pfeile zur Vogeljagd. Dann gingen sie

1) Gemeint ist natürlich der gefleckte Jaguar. Ich habe den in Südbrasilien üblichen Namen „Tiger“ (tigre) nur deshalb verwendet, weil nur von ihm sich im Deutschen ein brauchbares Femininum bilden läßt.

2) Ein Brei aus in der Br the zerko tem Fleisch und Mandiokamehl. (Vom Radikal „jyk“, kochen).

mit der Alten in die Pflanzung und spielten dort. Sie riefen die Alte und suchten ihr die Läuse ab, und als sie dabei eingeschlafen war, nahmen sie ihr den Kopf herunter, rollten ihn spielend am Boden umher und setzten ihn ihr wieder auf. Nun erwachte die Alte und fragte: — „Ich habe wohl lange geschlafen?“ — „Ja, wahrhaftig, Großmutter, du hast lange geschlafen, laß uns nun heimgehen, denn du bist verdrießlich.“

Dann wieder sprach die Alte zu ihnen: — „Geht nicht weit, sonst trefft ihr ein Ungeheuer!“ — Sie gingen nach dem Waldrand und trafen dort ein Jaucuá, welches zu ihnen sprach: — „Hâ-hâ-hâ, ihr wohnt bei den Tigern, die eure Mutter gefressen haben!“ — „Weißt du, was das Jacú mir erzählt hat?“, fragte Mairayra seinen Bruder. „Es sagt, die Tiger hätten unsere Mutter getötet!“ — Da weinten die beiden. Als sie dann zu der alten Tigerin heimkehrten, fragte diese: — „Warum habt Ihr denn geweint?“ — „Die Wespen haben uns gestochen.“ — „Meine Enkel, hier gibt es doch keine Wespen!“ — „Es gibt doch Wespen, Großmutter!“ — „Nein, hier gibt es keine!“ — „Dann gehe hin und hole das Wespennest!“ — befahl Mairayra seinem Bruder. Dieser ging hin, mengte Maniywa-Blätter mit Lehm zusammen, blies sie an und verwandelte sie in ein Wespennest, welches er der Alten brachte. — „Da sind die Wespen!“ — sprach er und warf ihr das Nest an den Kopf, daß es zerbrach und die Wespen der Alten das Gesicht zerstachen. — „Es war also doch wahr, meine Enkel!“ — schrie die alte Tigerin.

Als sie aufgewachsen waren, gingen sie in den Wald. Sie machten einen Korb, um Mandiokamehl mitzunehmen und sagten zu den Tigern, sie wollten Rehe jagen. An einem Bach lagerten sie. Dann füllten sie Warymä und machten fünf Tage lang, der eine Feuerfächer¹⁾, der andere Typytí²⁾, die sie an einer tiefen Stelle ins Meer warfen. Da wurden die Feuerfächer zu Piranhas und Rochen und die Typytís zu Wasserschlangen, Jakarés und Zitteraalen. — „Nun laßt uns sie versuchen!“ — sprach Mairayra. Sie töteten fünf Wildschweine und warfen das Fleisch ins Wasser, damit die Wassertiere sich an das Fleischfressen gewöhnen und wild werden sollten. Dann töteten sie noch einen Tapir und warfen auch sein Fleisch den Wassertieren zu. Darauf machte Mairayra einen Steg („yruawána“) über das Wasser: Er schoß einen Pfeil an das andere Ufer ab, darauf einen zweiten, welcher in die Kerbe des ersten traf, und so weiter, bis die beiden Ufer verbunden waren („uzapyterú uýwa“). Dann gingen sie hinüber und machten am anderen Ufer Anajás. Mit Anajáfrüchten und gebratenem Fleisch gingen sie dann zu den Tigern zurück.

Sie erzählten ihnen, daß sie am anderen Ufer des Fließchens viele Anajás gefunden hätten. — „Dann laßt uns morgen hingehen, und laßt uns alle zusammen gehen, keiner soll zu Hause bleiben!“ — sprachen die Tiger. — „Ja, laßt uns gehen!“ — sprach Mairayra. Am folgenden Tage gingen sie.

1) Die Feuerfächer der Tembê (tapeguáwa) haben die Form eines Fisches



2) Langer, elastisch geflochtener Schlauch zum Auspressen der zerriebenen Mandioka.

— „Wo sind die Anaj ?“ — fragten die Tiger. — „Erst wollen wir jagen,“ — antwortete Maira ra. Sie jagten und warfen die Eingeweide der Beute für die Wassertiere hin. — „Wie viele Fische es hier gibt,“ — sprachen die Tiger, — „morgen wollen wir Fische braten.“ — „Ja, morgen werdet Ihr genug Fische bekommen,“ — erwiderte Maira ra. Am anderen Morgen rief er die Tiger: — „Wacht auf! Laßt uns Anaj s holen, laßt uns alle gehen!“ — Sie gingen nun zu dem Steg, und als alle Tiger sich darauf befanden, ließ er das Wasser anschwellen, der Bach erweiterte sich und wurde zum Meer. Die Fluten umringten die Tiger, diese stürzten von dem Steg herab und wurden von den Wassertieren gefressen!).

Die Zwillinge nahmen die Waffen des Tigerh uptlings und steckten sie in ein Stück Tacuar . Als sie an die alte Wohnung der Tiger kamen, legten sie das Tacuar  ins Feuer. Es zerplatzte und ein Feuerbrand flog weit fort. Maira ra sammelte ihn auf und nahm ihn mit.

Als sie dann weiter gingen, trafen sie einen Az n, der im Fluß angelte. — „Ich werde ihm die Angel nehmen!“ — sprach Maira ra. Er verwandelte sich in einen Surub , schwamm heran, faßte vorsichtig den Angelhaken und riß ihn ab. Az n befestigte einen neuen Haken und warf ihn wieder aus. Nun wollte es Mykura ra auch versuchen. Wohl riet ihm sein Zwilling Bruder, den Angelhaken nicht ganz in den Mund zu nehmen, er biß aber doch unvorsichtig zu, blieb an der Angel hängen und ward aufs Land gezogen. Az n tötete seine Beute und trug sie nach Hause; wo er sie briet und verzehrte. Maira ra verwandelte sich nun in eine Tokandira-Ameise, lief in das Haus des Az n und sammelte dort sorgfältig alle zerstreuten Gräten und Reste des Surub . Er setzte sie wieder zusammen, wickelte das Skelett in ein Blatt ein und blies es an: da stand Mykura ra wieder auf und fragte: — „Ich habe wohl lange geschlafen?“ — „Nein, Az n hatte dich getötet und gegessen,“ — antwortete Maira ra, — „aber, damit du künftig mein rechter Gef hrte sein kannst, habe ich dich nun so gemacht, daß du nicht mehr stirbst, so wie ich selbst!“

„Laßt uns nun unseren Vater suchen,“ — sprach Maira ra. Sie gingen und schliefen eine Nacht auf dem Weg. Am Morgen fragte Mykura ra: — „Wo werden wir wohl unseren Vater finden?“ — „Er ist schon in der Nähe,“ — antwortete Maira ra. Schon früh kamen sie bei ihm an. Er wußte bereits, daß die Tiger sein Weib gefressen hatten. Er sah aus wie ein alter Mann und trug eine Stirnbinde. Die Zwillinge begr u ten Ma ra und er sprach: — „Seid Ihr gekommen, meine S hne?“

Dann fragte Ma ra die Brüder: — „Kinder, wißt ihr, wo Az n seinen Bogen schnitzt?“ — „Nein, wo denn?“ — „Das sage ich euch nicht.“ „Maraw rupi, irgendwo!“ — „Dann laßt uns sehen, ob wir ihn nicht finden!“ — Sie suchten und fanden einen alten Az n, der saß da und

1) Eine andere Version, die ich am Gurupy hörte, umgeht dieses interessante Motiv mit der Pfeilkette: Maira ra f llt einen Baumstamm als Steg über das Flu chen. Als sich alle Tiger darauf befinden und das anschwellende Wasser sie umringt, haut er den Strick durch, der den Steg am Ufer hielt. Der Baumstamm versank, und die Tiger fielen den Wassertieren zur Beute.

schnittzte an seinem Bogen. — „Oh Tamúí, Großvater,“ begrüßten sie ihn, „was machst du denn da?“ — „Ich mache meinen Bogen fertig,“ — antwortete Azáñ. — „denn es heißt, daß ein großer Herrscher (‘maé-poromonó’)¹⁾ kommen wird, um uns alle zu töten.“ — „Laß sehen,“ — sprach Mykuraýra, — „wie hübsch dein Bogen ist, Großvater!“ — Der Alte gab ihm den Bogen, aber Mairáýra nahm ihm die Waffe aus der Hand: — „Wahrhaftig, dein Bogen ist sehr gut, Tamúí!“ — sprach er und warf ihn von sich. Da verwandelte sich das Bogenholz in eine Schlange, welche rauschend davonglitt. Dann gingen sie zu ihrem Vater zurück und berichteten ihm die Tat.

„Kinder, wißt Ihr, wo ein Azáñ eine Flußsperrre macht?“ — „Nein, wo denn? — Marawýrupi!“ — Die beiden gingen hin und fanden den Azáñ, der den Bach abgesperrt und das Wasser schon fast ausgeschöpft hatte, um die Fische zu fangen. Sie traten heran, begrüßten ihn und sagten, sie wollten ihm helfen. Sie füllten aber nur das Bachbett von neuem mit Wasser. Dann verwandelte sich Mairáýra in einen Kolibri, und während Azáñ gebückt ihnen den Rücken zuekehrte, flog er heran und stach ihn mit dem Schnabel in den Hintern. Azáñ schrie erschrocken auf, setzte dann aber die Arbeit fort. Nun stach ihn der Kolibri wieder mit aller Kraft, so daß er zornig in die Höhe fuhr, und als er dann von neuem an die Arbeit gehen wollte, umschwärmte ihn der Vogel und sang: — „Akutukutúk! Akutukutúk!“ („Ich steche immer wieder!“). — Da ließ Azáñ seine Bachsperrre im Stich und lief davon. Die Brüder kehrten zu Maíra zurück und dieser fragte: — „Habt ihr den Azáñ denn schon gefunden?“ — „Jawohl, Vater.“ — „Und was habt ihr denn mit ihm gemacht?“ — „Wir haben ihm einen schlechten Streich gespielt!“

„Kinder, wißt ihr wo der Azáñ mit den langen Haaren ist?“ — „Nein, wo denn? — Marawýrupi.“ — Da gingen die beiden und trafen den Azáñ, dessen Haar so lang am Boden nachschleppte, wie von hier bis an die Biegung des Rio Gurupy (2 km). Er stand auf einer Steppe. — „Laß uns ihn verbrennen!“ — schlug Mairáýra vor. Nun trockneten sie zuerst einen Bach und eine Lagune, die in der Nähe waren, aus, dann gingen sie zu dem Azáñ und sprachen: — „Höre, Großvater, wir wollen die Steppe abbrennen!“ — „Das ist recht, Kinder, aber legt das Feuer weiter weg an, damit mein Haar nicht verbrennt!“ — Da legten die Zwillinge Feuer in die Steppe, und sogleich fing das Haar des Azáñ am Ende zu brennen an. Er bemerkte es jedoch gar nicht, sondern glaubte, dem Lärm nach, es brenne ein Tacuara-Dickicht. — „Gebt nur auf mein Haar acht, Kinder!“ — ermahnte er, und: — „Es hat keine Gefahr, Tamúí!“ — beruhigten ihn die Brüder. Doch das Feuer kam seinem Kopf näher, und als er die Hitze spürte, rannte er davon, um das Feuer in dem Bach zu löschen. Er fand ihn aber ausgetrocknet, und als er zur Lagune kam, hatte auch diese kein Wasser mehr. Da stürzte er in dem trocknen Bett der Lagune nieder, und sein Kopf zerplatzte. Die Zwillinge aber kehrten zu Maíra zurück und berichteten, was sie getan hatten.

„Kinder, wißt ihr, wo sich Azáñ im Teich badet?“ — „Nein, wo

1) Heißt wörtlich: Jemand, der die Gewohnheit hat, zu befehlen.

denn?“ — „Marawýrupi!“ — Sie gingen und fanden den Azán, der sich gerade badete. Sie warteten, bis er gegangen war, dann zerquetschten sie Tazakaí (Pfeffer) und mischten ihn unter das Wasser des Teiches. Als dann der Azán wieder kam und in das Wasser stieg, brannte ihn der Pfeffer an den Geschlechtsteilen. — „Awapeí-peí!“ — sagte er („das sind die vielen Wasserpflanzen!“) und stieg heraus. Er rieb sich den Penis bis zum Samenerguß, dann stieg er wieder in das Wasser und wusch sich von neuem. Es brannte ihn aber nur immer heftiger, und nun rannte er davon und lief so lange, bis er tot niederfiel. Die Zwillinge kehrten nun zurück und erzählten das Geschehene dem Vater.

„Kinder, wißt ihr, wo der Azán mit den langen Beinen ist?“ — „Nein, wo denn?“ — „Marawýrupi“. — Da suchten die beiden und fanden den Azán, dessen Beine so lang wie Waldbäume waren. Er stand da und blies auf einer Tacuarafflöte, und weiter tat er überhaupt nichts. Mairáyra rief ihn an, er hörte aber gar nicht, sondern spielte weiter. Da schlug ihn Mairáyra mit der Keule gegen das Schienbein, und sofort verwandelte sich der Azán in einen mit trocknen Lianen überzogenen, abgestorbenen Baum, der krachend in sich zusammenstürzte.

Darauf kehrten die beiden zu Maíra zurück, und Mairáyra forderte seinen Vater zum Wettschießen heraus. Er nahm seinen Bogen und schoß einen Pfeil gegen einen Felsen, daß er tief in den Stein einschlug und stecken blieb. Darauf ließ er sich von Mykuraýra den Pfeil zurückbringen und schoß noch einmal mit demselben Erfolg. Nun versuchte auch Maíra es seinem Sohne gleich zu tun, aber so oft er auch schoß, der Pfeil prallte stets von dem Felsen zurück.

Darauf sprach der Sohn Maíras zu seinem Vater: — „Wir wollen dich nun wieder verlassen, Vater!“ — „Wo wollt ihr denn hin?“ — fragte Maíra. — „Irgendwohin!“ — So verabschiedeten sie sich und gingen und kamen nie mehr zurück. Wahrscheinlich sind sie nach Osten gegangen, denn es heißt, daß sie diese Flüsse, die nach dem Meere fließen, gemacht haben, und in der Cachoeira Mäs d'Onça des Rio Gurupy sieht man jetzt noch auf einem Steinblock die Spur des Tigers, den sie mit sich führten.

Maíra wohnt heutigen Tages auf der großen, vollständig baumlosen Steppe Ikaiwéra. Diese liegt im Westen der alten Sitze der Tembé¹⁾, hinter den Quellen des Gurupy und des Pindaré, einer vereinzelt Angabe zufolge aber im Osten. Dort wohnt Maíra in einem großen Haus ganz allein. Er gleicht einem Weißen und trägt ein langes Gewand. Rund um das Haus wachsen nur Blumen. Die Vögel sprechen dort mit Menschenstimme und rufen die ankommenden Personen beim Namen. Jandaia und Marakaná machen ihre Nester auf dem Boden, weil keine

1) Die Tembé wohnten bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts im Gebiet des oberen Rio Pindaré. Erst dann begannen sie, auf die Einladung des paraenser Waldläufers Manoel Antonio hin, nach dem Gurupy und darüber hinaus bis in das Gebiet des Capim, Guamá und Acará Pequeno zu ziehen, ja ein Trupp erschien sogar an der von Belém nach Bragança führenden Bahnlinie und wurde von Kapuzinermissionaren zu Prata angesiedelt.

Bäume vorhanden sind, und aus demselben Grund ist auch der Honig in Termitenbauten.

Nah bei dem Hause Mairas ist ein großes Dorf. Seine Bewohner leben herrlich und in Freuden. Zu ihrer täglichen Ernährung brauchen sie nur ein paar kleine, der Cuia ähnliche Früchte. Ihre Pflanzung bedarf keiner Pflege: Sie pflanzt und erutet sich von selbst. Maira und seine Genossen auf der Steppe Ikaiwéra führen den Namen „Karuwára“. Wenn sie gealtert sind, so sterben sie nicht, sondern werden wieder jung. Sie singen und tanzen und feiern Feste ohne Unterlaß.

Von der letzten Temb  Ald a am Cajuap ra soll die Reise bis zu den Karuw ra noch einen Monat dauern. In alten Zeiten haben es die Temb  oft versucht, nach Ikaiwéra zu gelangen, aber alle Versuche schlugen fehl. Wer schon Umgang mit dem anderen Geschlecht gehabt hat, kann nie mehr dorthin kommen. Entweder reichen die Nahrungsmittel nicht aus oder im Winter wird die Steppe, über die die Reise geht, überschwemmt, oder im Sommer ist ihr Boden so von der Sonne durchglüht, daß man ihn nicht betreten kann. Manche der Wanderer, die zu den Karuw ra gelangen wollten, trugen plötzlich an Stelle ihrer Hängematten Steine oder Termitennester auf dem Rücken, oder ihr ganzes Gepäck war plötzlich verschwunden, und sie mußten immer wieder umkehren, um es zu suchen. In ganz alten Zeiten soll die Reise jedoch verschiedenen Personen geglückt sein.

Einmal, nachdem ein großer Trupp von Temb s, der nach dem Lande der Karuw ra gezogen war, nur um dort die Gesänge zu lernen, hatte unverrichteter Dinge auf halbem Wege umkehren müssen, erschien ein Karuw ra, um die Temb s singen zu lehren, was sie damals noch nicht verstanden. Er stieg, bemalt und mit Federn, Rassel und Szepter (Araruw ia) geschmückt, auf den höchsten Ast eines P o d'arco bei der Ald a nieder und begann zu singen. Die Temb  schlugen den Wald um den P o d'arco herum nieder, reinigten den Platz und kamen alle unter dem Baum zusammen, um den Gesang zu lernen. Schließlich stieg der Karuw ra wieder zum Himmel empor, ließ aber vorher seinen Schmuck zur Erde fallen. Die Temb  hoben ihn auf und brachten nach seinem Muster den Tanzschmuck zusammen, den sie jetzt gebrauchen.

II.

Sinbrand und Sintflut.

In alten Zeiten kam einmal ein Mann zu einem Kinde, welches allein spielte. Er gab ihm eine brennende Kerze, befahl ihm, sie im Wasser des Flusses auszulöschen und verschwand wieder. Das Kind tauchte die Kerze in den Fluß, der darauf sofort zu brennen anfang. Erst verbrannte das Wasser, dann begann auch die Erde zu brennen. Das Feuer fraß unter dem Boden hin und brach auf einem Dorfplatz an die Oberfläche durch. Nun stürzte die Erde an dieser Stelle ein. Eine schwangere Frau versteckte sich mit einem Knaben in den Stämmen von Bananenstauden, denen kein Feuer etwas anhaben kann. Das Feuer ver-

nichtete die ganze Menschheit. Als es ausgebrannt war, kamen die beiden aus ihrem Versteck hervor. Sie fanden auf der Brandstätte noch fünf Samenkerne von Mandioka, welche sie sorgfältig anhoben. Dann begann es zu regnen, viele Tage und Nächte lang. Die beiden retteten sich in ein Boot, denn das Wasser überschwemmte die ganze Erde. Die beiden litten stark Hunger. Das Wasser verlief sich schließlich wieder langsam, und als die Erde erschien, pflanzten sie die Mandiokakerne. Die Frau gebar dann ein Mädchen, und von diesem und dem Knaben stammen die Menschen ab.

III.

Der Raub des Feuers.

Das Feuer war früher im Besitz des Königsgeiers. Die Tembé trockneten das Fleisch, welches sie essen wollten, nur in der Sonnenhitze. Die Tembé beschlossen dem Königsgeier das Feuer zu rauben und töteten zu diesem Zweck einen Tapir. Sie ließen ihn liegen, und nach drei Tagen war er verfault und voller Maden. Der Königsgeier kam mit seiner Sippe herab. Sie zogen ihre Federkleider aus und hatten nun Menschengestalt. Sie hatten einen Feuerbrand mitgebracht und machten damit ein großes Feuer an. Sie sammelten die Maden, wickelten sie in Blätter und brieteten sie. Die Tembé, die sich versteckt gehalten hatten, stürzten nun herbei, aber die Geier flogen auf und brachten das Feuer in Sicherheit. So bemühten sich die Indianer drei Tage lang vergebens¹⁾. Dann machten sie eine Tokáia²⁾ bei dem Aas, und ein alter Mediziner versteckte sich darin. Die Geier kamen wieder und machten ihr Feuer dieses Mal dicht bei der Tokáia. — „Dieses Mal, wenn ich rasch zuspringe, bekomme ich einen Feuerbrand“, — sagte sich der Alte. Als die Geier ihre Federkleider abgelegt hatten und Maden brieteten, sprang er hervor. Die Geier stürzten nach ihren Federkleidern, und unterdessen riß der Alte einen Brand an sich; das übrige Feuer sammelten die Vögel auf und flogen damit fort. Der alte Mediziner tat nun das Feuer in alle die Bäume, aus deren Holz man heute Feuer bohrt (Tatáywa): Urukuýwa, Kwatipurúywa, Iwíra und andere.

IV.

Der Erwerb der Nacht.

Zu Anfang war der Himmel der Erde viel näher als jetzt; da beschlossen die Vögel, ihn ein Stück höher zu heben. Sie vereinigten sich alle zu dieser Arbeit und luden auch die Fledermaus dazu ein. Diese wollte sich aber nicht anstrengen und verweigerte ihre Hilfe. Seitdem muß sie mit dem Kopf nach unten schlafen.

Die alten Tembé hatten ihre Hütten auf einer Steppe. Zu jener Zeit war es immer hell, und man mußte am Tag schlafen. Sie wünschten

1 Der Tembéhauptling Tukúra vom Acará pequeno erzählte mir, „Tupana“ sei zuerst in einen toten Jacaré, dann in eine tote Schlange und schließlich in einen toten Tapir gegangen, um die Geier zu überlisten.

2) Ein Versteck oder eine kleine Hütte, in der man die Jagdbente erwartet.

sich sehr ein wenig Dunkelheit, um besser schlafen zu können. Da erzählte ihnen ein Alter, er habe zwei große Töpfe gesehen, bei denen ein alter Azáñ wache. Die Töpfe seien schwarz und darinnen sei es dunkel. Da dachten sich die Tembé, in den Töpfen müsse wohl die Nacht enthalten sein, die sie sich so sehnlichst wünschten, und sie gingen hin, um zu sehen, wie sie etwas davon erlangen könnten. Als sie herangeschlichen kamen, hörten sie in den Töpfen die Stimmen von Eulen, Nachtaffen, des Azáñ, der „tatý“ schreit¹⁾, und anderer Nachtwesen. Sie zerbrachen den kleineren der beiden Töpfe mit Pfeilschüssen und liefen rasch zurück, denn hinter ihnen kam die Nacht mit ihrem Getier. Zu Hause benutzten sie die Dunkelheit, um zu schlafen, sie ging aber viel zu schnell zu Ende. So beschlossen sie auch den größeren Topf zu zerbrechen, um eine längere Nacht zu bekommen. Arakwā und Jakupéwa entschlossen sich zu der Tat. Sie luden auch Uruwawá dazu ein, den sie „kwaity“ (Schwager) nannten. Alle diese Vögel waren damals noch Menschen. Sie rieten dem Uruwawá, ja recht schnell zu laufen, aber als sie auch den größeren Topf zerschossen hatten, kam die Nacht so rasch hinter ihnen drein, daß Uruwawá, der über eine Liane gestolpert und gefallen war, von der Dunkelheit überholt wurde. Infolgedessen wurde er in einen Nachtvogel verwandelt.

V.

Der rollende Totenschädel.

Ein Jägertrupp lagerte im Wald. Die Bratroste waren schwer mit Fleisch beladen. Kapuzineraffen steckten mit ausgebreiteten Armen am Spieß neben zusammengerollten Brüllaffenschwänzen und abgeschnittenen Gliedmaßen von allerlei Tieren. Rund um den Platz herum lagen Köpfe, Felle, Knochen und Eingeweide zerstreut. Die Jäger waren alle ausgezogen und hatten im Lager nur einen Knaben zurückgelassen, um das bratende Fleisch zu wenden. Da erschien auf dem Lagerplatz ein Mann. Er ging umher, betrachtete finster die Jagdbeute, zählte dann die Hängematten und ging wieder fort. Als die Jäger abends ins Lager zurückkamen, erzählte der Knabe von dem Besuch, aber niemand glaubte es ihm. Als sich dann aber die Männer in ihre Hängematten schlafen gelegt hatten, erzählte der Knabe von neuem die Geschichte seinem Vater, und dieser wurde schließlich mißtrauisch. Er und der Knabe banden ihre Hängematten los und zogen sich in der Dunkelheit ein Stück von dem Lagerplatz in das Dickicht zurück. Sie hatten den Platz noch nicht lange verlassen, als sie Stimmen wie von Eulen, Tigern und anderem Nachtgetier hörten und dazwischen das Stöhnen von Menschen und das Krachen brechender Knochen. „Das ist Kurupira mit seinem Anhang, der die Jäger tötet!“ sagte der Mann zu seinem Knaben.

Als der Morgen anbrach, gingen sie nach dem Lagerplatz: Da waren nur noch die leeren, blutbefleckten Hängematten, und zerbissene Menschenknochen lagen darunter verstreut, mitten darunter der Kopf des einen

1) Der „Sacy“ der Brasilianer?

Jagers. Als sich der Mann mit seinem Sohn zum Gehen wandte, rief ihn der Kopf plotzlich an: — „Nimm mich doch mit, Gevatter!“¹⁾ — Der Mann sah sich erstarrt um. — „Bring mich doch nach Hause, Gevatter!“ — wiederholte der Kopf seine Bitte. Da sandte der Mann seinen Knaben voraus ins Dorf, wahrend er selbst einen Cip abri. den Schadel anband und ihn hinter sich her am Boden nachschleifte. Bald aber wurde es ihm unheimlich und er ließ ihn auf dem Weg zurück. Als er aber weiter ging, rollte der Kopf wie ein Krbi hinter ihm her und schrie fortwahrend: — „Gevatter! Gevatter! Warte doch ein wenig! Nimm mich doch mit!“ — So mußte der Mann langsamer gehen, damit der Schadel dicht hinter ihm drein rollen konnte. Der Mann dachte aber nach, wie er den unheimlichen Begleiter wohl los werden könnte. Er hieß also den Kopf auf dem Weg ein wenig warten, er müsse im Walde seine Notdurft verrichten. Nachdem er dies getan hatte, ging er jedoch nicht zu dem Kopf zurück, sondern suchte den Weg ein gutes Stück weiter vorwarts. Dort grub er rasch eine Fallgrube, bedeckte sie mit dünnen Zweigen und Blattern und versteckte sich. Unterdessen wartete der Kopf auf dem Wege, daß der Mann aus dem Walde zurückkommen sollte und rief schließlich: — „Gevatter! Bist du denn noch nicht fertig?“ — „Noch nicht, Gevatter!“ — antwortete der Kot des Mannes. Der Schadel aber sprach: — „Was! Zu meiner Zeit, als ich noch Mensch war, konnte doch der Kot nicht reden?“ — Dann rollte er auf dem Wege dahin und eine Strecke weiter stürzte er in die Fallgrube. Der Mann kam nun hervor, fllte die Grube mit Erde zu und stampfte sie fest. Dann ging er in sein Dorf.

Als es Nacht wurde, hörte man in dem Dorf vom Walde her Schreie, die immer naher kamen. — „Das ist der Totenschadel, der sich aus der Grube befreit hat“, — sprach der Mann zu den Dorfbewohnern.

Der Kopf hatte unterdessen Flügel und Krallen bekommen wie ein riesiger Falke. Er schwebte heran und warf sich auf den Ersten, der ihm in den Weg kam und fraß ihn auf. Am folgenden Abend jedoch versteckte sich ein Medizinmann an der Stelle, wo der Weg aus dem Walde kam und wartete mit Bogen und Pfeil auf das Ungeheuer. Mit der Dunkelheit kam es schreiend naher gezogen und setzte sich auf einem Baum am Waldrand nieder. Es sah jetzt ganz wie ein riesiger Falke aus. Da schoß der Medizinmann einen Pfeil gegen ihn ab, der ihm durch beide Augen ging, worauf er sofort tot von seinem Sitz herabstrzte.

VI.

Das Fest der Tiere.

Die Tiere feierten einst ein Fest, welches viele Tage lang dauerte. Alle waren dazu eingeladen: Rehe und Tapire, Wildschweine und Tiger und Vögel von allen Arten. Viele waren schon angekommen und immer neue zogen noch heran. Den großen Falken Wyrohueté hörte man von

1) — hem, eigentlich „mein Genosse“, in einigen Dialekten auch „mein Bruder.“

fern auf einer Signaltrumpete blasen: Bû-bû-bû! Und die Tiere freuten sich und sprachen: — „Da kommt der große Falke auch, um mit uns zu tanzen!“ — Er schmückte sich aber noch und bereitete sich zum Tanz vor. Auch die Affen waren noch nicht angekommen.

Als die Tiere vom Tanz anruhten, forderten sie den Sohn des Tigers zum Singen auf. Der alte Tiger belehrte ihn erst, wie er singen solle, und dann sang er und sang gut. Dann sollte der alte Tiger sich auch hören lassen. Seine Frau bat ihn, er möge nichts schlimmes singen, aber der Tiger sang: — „Tazahú piréra imerú-merú!“ (Die Wildschweinhaut ist voller Schmeißfliegen¹⁾). — Da wurden die Wildschweine zornig. Dann sang er weiter: — „Arapuhá piréra imerú-merú!“ (Die Rehhaut ist voller Schmeißfliegen.) — Das verdroß die Rehe, und die Tigerin sprach zu ihrem Gatten: — „Du hättest doch etwas hübsches singen können; warum mußtest du die anderen beleidigen!?“ — Wieder hörte man die Trompete des großen Falken, aber als er ankam, war das Fest schon zu Ende. Denn der Rehgott Arapuhá-Tupána stand auf und trat mitten unter die Frauen, um zu singen. Er sang lange Zeit, aber man darf seinen Gesang nicht singen, sonst müssen alle, die ihn hören, sterben. Plötzlich schnob er und verschwand. Über alle Festteilnehmer ging es dabei wie ein Blitzschlag hin, und sie wurden zu Tieren. Als die Affen schließlich ankamen und nichts mehr von dem Fest vorfanden, wurden sie zornig. Sie gingen in die benachbarten Pflanzungen Mais stehlen und trieben sich Früchte suchend auf den Bäumen herum, und dabei blieb es. Wenn sich der Tiger damals nicht so betragen hätte, so wären noch jetzt alle Tiere wie Menschen und könnten singen.

VII.

Die Falken und die Sintflut.

Ein Mann fand auf einem Baume das Nest eines Wyrohueté-Falken und holte seinen jüngeren Bruder, um ihm zu helfen, es auszunehmen. Sie machten ein Motá (eine Art Leiter) und der ältere stieg hinauf, während ihm der jüngere die Stangen hinaufbrachte. Während dieser Arbeit fiel dem jüngeren irgend etwas von dem Baum auf den Kopf, und er bat die Frau seines Bruders, es ihm aus dem Haar herauszusuchen. Als der ältere Bruder auf dem Motá diese Szene sah, wurde er eifersüchtig. Als nur noch wenige Sprossen bis zu dem Nest fehlten, stieg er herab und hieß seinen Bruder den Rest machen. Als dann der jüngere die Leiter fertig gestellt hatte, stieg er ihm nach und hieb unter ihm die sämtlichen Schlingpflanzen durch, mit denen die Stangen befestigt waren. Dann ging er mit seiner Frau heim und ließ seinen Bruder auf dem Baum bei dem Nest zurück, von wo er ohne Motá nicht mehr heruntersteigen konnte.

In dem Nest war nur ein Junges. Nach einiger Zeit kam das Falkenweibchen geflogen und fragte den Mann, was er da oben wolle. Er erzählte, wie er wegen des jungen Falken auf den Baum gestiegen und von seinem Bruder in dieser Lage verlassen worden sei. — „Willst du meine

1) Er bezog sich auf die Fliegen über dem Aas der von ihm getöteten Tiere.

Tochter aufziehen?“ — fragte das Falkenweibchen. Der Mann bejahte es, und die Mutter gab ihm einen Affen, den sie getötet hatte, den solle er für das Junge rupfen. Nach einer Weile kam auch der Falke selbst mit einem großen Brüllaffen geflogen. Der Mann erzählte auch ihm seine Geschichte, und der Vogel lehrte ihn nun zuerst, wie er den Brüllaffen zu rupfen habe, denn das ging bei dem Mann noch viel zu langsam. Dann fragte ihn der Falke, ob er nicht auch ein Wyrohueté werden wolle, und der Mann stimmte zu. Der Falke flog nun fort und kam bald darauf mit einigen Genossen zurück. Zu zweien und dreien kamen dann viele Falken von allen Arten geflogen, bis ein großer Schwarm versammelt war. Sie setzten sich um den Mann herum und begannen ihre Gesänge. Da wuchsen dem Manne Federn und Klauen und er wurde zum Wyrohueté. Dann versuchte er zu fliegen. Anfangs glückte es ihm nicht, dann aber halfen ihm die Falken und er lernte es.

Die Vögel beschlossen nun seinen Bruder zu töten und teilten ihren Beschluß dem Manne mit. Im Dorfe der Brüder war gerade ein Fest, und der ältere saß vor seiner Hütte und bemalte sich zum Tanz. Da erschien der jüngere in der Gestalt eines kleinen Falken und setzte sich in seiner Nähe nieder. Die Leute des Dorfes riefen seinem Bruder zu, er solle doch den Vogel schießen, denn er war als ihr bester Pfeilschütze bekannt. Da holte er seine Waffen aus der Hütte und entsandte einen Pfeil nach dem Falken, aber dieser flog auf und das Geschöß ging unter ihm hindurch. Ebenso ging es mit einem zweiten Pfeil, und der kleine Falke setzte sich nun ganz dicht vor dem Manne nieder. Wütend schoß dieser zum dritten Male, und als auch dieser Pfeil vorbeigegangen war, flog der Vogel herzu und faßte ihn mit seinen Krallen am Schopf. In demselben Augenblick verwandelte er sich in einen riesigen Wyrohueté und trug seinen Bruder in den Fängen in die Luft empor. Sogleich fiel ein großer Schwarm von Raubvögeln über ihn her und fraß ihn auf, daß nur die Knochen zur Erde fielen.

Der jüngere Bruder konnte sich nun beliebig in einen Menschen oder Wyrohueté verwandeln. Die Falken schickten ihn nun aus, um auch seine Eltern zu holen. Er kam in Menschengestalt in sein Dorf, und als ihn die Leute nach so langer Zeit wieder erscheinen sahen, erschrakten sie und sagten, er sei wohl auf dem Weg des Azáñ gekommen. Er forderte darauf seine Eltern auf, mit ihm zusammen in ein Haus zu gehen und zu tanzen. Auch andere Dorfbewohner lud er ein, sie wollten aber nicht kommen. Während sie in dem Hause tanzten, löste es sich vom Boden los und stieg mit ihnen in die Luft empor. Nun liefen die Dorfbewohner zusammen und wollten die Davonziehenden zurückhalten. Die Medizinmänner rauchten ihre Zigarren und bliesen den Rauch in die Höhe, aber es nützte nichts.

Die ganze folgende Nacht hindureh regnete es, und das Wasser stieg so hoch, daß viele Leute ertranken. Eine Anzahl Personen rettete sich auf Oaçaí-Palmen. Da sie in der Dunkelheit nichts unter sich erkennen konnten, so warfen sie von Zeit zu Zeit Früchte der Oaçaí herunter, um am Aufschlagen zu erkennen, ob der Boden trocken sei oder unter

Wasser stände. Es klang aber nur immer pluk-pluk, wenn die Früchte ins Wasser fielen. Da begannen sie, sich in der Dunkelheit gegenseitig wie Kröten anzurufen, und das taten sie so lange, bis sie selbst zu Kröten wurden.

VIII.

Der Ursprung des Honigfestes.

Es waren einst zwei Brüder. Der eine machte sich eine Tokáia in der Krone eines Azywaywa-Baumes, auf dem sich die Araras zu versammeln pflegten, um die Blüten zu fressen. Er hatte schon viele Araras geschossen, als zwei Tiger (Aé-zawára) kamen. Sie brachten Stücke von Kürbisflaschen mit, die sie mit Nektar anfüllten, den sie aus den großen gelben Blüten des Azywaywa auspresften. Der Mann sah ihnen verwundert zu, getraute sich aber nicht, auf sie zu schießen. So beobachtete er sie täglich lange Zeit hindurch.

Eines Tages wollte sein Bruder auch in der Tokáia jagen. Da erzählte er ihm, daß er dort die beiden Tiger treffen werde und warnte ihn, er solle nicht auf sie schießen. Der Bruder begab sich in die Tokáia; als aber die beiden Tiger gekommen waren und sich dicht bei ihm auf die Äste setzten, glaubte er wenigstens den einen töten zu können und schoß zwei Pfeile auf ihn ab, die nicht die geringste Wirkung taten. Darauf schoß er auch zweimal auf den anderen Tiger mit dem gleichen Erfolg. Nun bemerkten aber die Tiere, daß er in der Tokáia war. Da verursachten sie einen heftigen Sturm, der die Tokáia samt dem Jäger zur Erde schleuderte und zerschmetterte. Die Tiger aber stiegen herab und schleiften den Leichnam nach dem Eingang zur Unterwelt, der nur so groß war wie ein Ameisenloch. Durch diese Öffnung zogen sie ihn hinab.

Am anderen Tage dachte sich der Bruder des Toten gleich, daß jener seine Warnung nicht beachtet hätte und verunglückt wäre. Er ging, um ihn zu suchen, fand die herabgestürzte Tokáia und folgte der Blutspur bis zu dem Ameisenloch. „Hier müssen sie ihn hinabgezogen haben“ sagte er sich, und verwandelte sich in eine Ameise. Er kroch durch das Loch hinab und kam bald auf eine breite Straße, welche nach dem Dorf der Tiger führte. Schon von weitem hörte er von dort deren Gesänge. Er sah in dem Dorf ein großes Haus, vor welchem der Leichnam seines Bruders in der Sonne an einem Holzkreuz angebunden war („ywyrá mupuzái pyréra“). Er ging in das Haus hinein und sah an einer Stange unter dem Dach viele Gefäße mit Honig aufgehängt. Darunter tanzten und sangen die Tiger des Nachts, und der Mann fand dieses Fest so schön, daß er seinen toten Bruder ganz vergaß und nur noch den Wunsch hatte, mittanzten zu dürfen. Er lernte die ganzen Gesänge, und schließlich meinte er, die Tiger würden ihn wohl auch in Menschengestalt nicht erkennen. So verwandelte er sich allnächtlich in einen Menschen und sang und tanzte mit den Tigern, und tagsüber wurde er zur Ameise.

So trieb er es, bis er den Tigern alles abgelauscht hatte und ihrer überdrüssig war. Dann kehrte er durch das Ameisenloch an die Ober-

welt zurück und erzählte seinem Volk, was er gesehen und gelernt hatte. — „Laßt uns heute singen“, sprach er zu den Leuten, aber diese antworteten: — „Wie singt man denn?“ — Da lehrte er sie singen. — „Laßt uns nun Honig holen; ich weiß, wie man unter dem Honig singt!“ — Sie taten es und brachten den Honig in das Dorf unter Freudengeschrei. Nun lehrte er die Frauen unter den aufgehängten Honiggefäßen singen (Mučiririhawa), und einen Monat später zeigte er auch den Männern, wie man den Honig mit Wasser mischt und auf dem Dorfplatz das Fest feiert.

IX.

Die Tochter des Königsgeiers oder der Besuch im Himmel.

Die Königsgeier pflegten an einen See zu kommen, dort legten sie ihre Federkleider ab und badeten unter der Gestalt junger Mädchen. Da war ein Mann, der schon anfang alt zu werden, und der kein Weib besaß. Als er die Mädchen in dem See baden sah, dachte er, wie er sich eins davon als seine Gefährtin einfangen könnte. Er baute eine Tokáia am Seeufer, ging hinein und wartete. Die Geiermädchen kamen und legten ihre Federkleider ab, und das eine ließ sein Kleid dicht bei der Tokáia. Da sprang der Mann hervor und ergriff das Federkleid. Die anderen Geiermädchen liefen rasch nach ihren Federn, legten sie an und flogen auf, nur das Mädchen, dessen Kleid der Mann ergriffen hatte, blieb stehen und bat: — „Gib mir nun auch meine Federn; meine Gefährtinnen sind schon fort, und ich will auch weiterfliegen!“ — „Nein“, antwortete der Mann, „dein Federkleid bekommst du nicht mehr!“ — Dann sahen sie sich gegenseitig an und fanden Gefallen aneinander. Der Mann nahm das Geiermädchen mit in seine Hütte und verwahrte das Federkleid in einem Korb.

Er gab ihm andere Kleidung und heiratete es; sie gewöhnten sich aneinander und hatten einen Sohn, der aufwuchs und groß wurde.

Eines Tages schlug die Frau ihrem Manne vor, ihren Vater zu besuchen. Der alte Königsgeier wohnte aber jenseits des Himmels. — „Wie sollte ich wohl dort hinkommen, ich habe doch keine Flügel!“ — sprach der Mann, seine Frau aber versprach, die Sache zu besorgen. Sie brachte Janiparána-Blätter und band sie ihrem Mann und ihrem Sohn an die Arme. Dann fächelte sie die beiden mit ihrem Federhemd an, und die Arme wurden zu Flügeln, die Blätter zu Federn. — „Nun laßt uns den Flug versuchen!“ — sprach sie. Der Sohn versuchte es zuerst: Er flog auf und setzte sich ein Stück weiter auf einen Baum. Dann versuchte es auch der Vater, aber er fiel sofort zu Boden. — „Ich werde dir helfen, daß du trotzdem mitkommen kannst“, — tröstete ihn seine Frau. Sie flog nun unter ihm hin und unterstützte ihn, wenn er zu fallen drohte. So stiegen sie auf. Der Sohn flog sofort zur Himmelstür und setzte sich dort nieder. Nach einiger Zeit kamen auch seine Eltern an, der Mann war jedoch vollständig ermattet. Sie gingen in den Himmel hinein; dort ist es gerade so wie hier unten. Die Geier wohnen dort: sie legen dort aber

ihre Federkleider ab und haben Menschengestalt: Sie sehen aus wie Christen.

Die Familie ging nun im Himmel weiter ihres Weges und kam an das Haus der Sonne Kwarahý. Diese sah aus wie ein Mann mit einem Lippenpflock und einer leuchtenden Federkrone auf dem Kopfe. Man konnte ihm nicht nahe kommen, so heiß war er. Sie begrüßten ihn und er fragte: — „Wo wollt ihr hin?“ — „Wir gehen, meinen Vater zu besuchen“, — antwortete die Frau. Darauf kamen sie zum Hause des Mondes Zahý, der hatte einen ganz kahlen Schädel. Hierauf gelangten sie an die Wohnung des Windes Ywytü, der nicht zu Hause war. Sie traten ein und warteten. Plötzlich begann ein heftiger Sturm zu wehen. „Da kommt Ywytü!“ sprach die Frau, und dann trat er ein, bärtig, seinen Kopfschmuck in der erhobenen Hand. Als er eintrat, setzte er seinen Kopfschmuck auf, und sofort legte sich der Sturm. Sie grüßten ihn, und er fragte, wohin sie gingen. — „Zu meinem Vater“, — antwortete die Frau.

Schließlich kamen sie an das Haus des alten Königsgeiers. Die Frau ließ nun ihren Gatten zurück, um ihren Vater zuerst von seiner Ankunft zu benachrichtigen und zu sehen, ob er ihn empfangen wolle. Sie ging deshalb zuerst nur mit ihrem Sohn zu dem Alten hinein und begrüßte ihn. Der Alte fragte, wer der Vater des Knaben sei, worauf ihm die Frau die Geschichte ihrer Heirat erzählte. Darauf ließ der alte Königsgeier ihren Gatten rufen, empfing ihn und gab der Familie ein Unterkommen. Er war jedoch höchst erbost über seinen Schwiegersohn und sann auf einen Vorwand, ihn umzubringen.

Am folgenden Morgen ließ er dem Manne durch dessen Frau den Befehl überbringen, er solle einen großen Einbaum anfertigen, und zwar solle das Werk unbedingt noch am gleichen Tage fertig sein. Der Mann, welcher nichts vom Bootbau verstand, ging traurig in den Wald und dachte vergebens nach, wie er sich seiner Aufgabe erledigen könne. Schließlich fällte er einen Baum und begann langsam ihn zu behauen: tók-tók-tók. Da kam der Specht Pekú und setzte sich bei ihm nieder. Er war der Häuptling aller Spechte, und er fragte ihn: — „Was tust du da?“ — Der Mann erzählte ihm seine bedrängte Lage, und der Spechthäuptling antwortete: — „uré éapópa, wir wollen dir helfen! Laß mich meine Leute zusammenrufen!“ — Dann flog er fort und kam mit einem gewaltigen Schwarm von Spechten zurück. Den Falken Kankâ hieß er auf der Spitze eines Baumes Wache halten, daß der Alte sie nicht überrasehe. Die Spechte machten sich dann mit Eifer an die Arbeit des Bootbaues. Sie waren damit auch fast fertig als der Kankâ seinen Alarmruf erschallen ließ: „Kjä-kjä-kjä!“ Die Spechte flogen im Nu davon. Der Alte kam und setzte sich bei seinem Schwiegersohn nieder, indem er fragte wie die Arbeit gehe. — „Ich bin schon fast damit fertig“, — antwortete dieser. Da stand der Alte nach einer Weile wieder auf und ging. Sofort kam der Spechthäuptling wieder und fragte: — „Ist er schon fort?“ — „Ja“. — Da rief er seine Leute hervor, und als es Abend wurde, war das Boot fertig. Nun gingen alle. Der Mann erzählte seiner Frau, daß das Boot fertig sei, und am folgenden Tage brachten sie es ins Wasser.

Eines Tages hatte der Alte Hunger. Er ließ seinem Schwiegersohn befehlen, er solle noch heute den Fluß absperren, das Wasser ausschöpfen, und ihm „Trahiras“ bringen. Mit den „Trahiras“ meinte er aber Jakar s. Der Mann ging und sperrte den Fluß ab, aber er dachte vergebens nach, wie er das viele Wasser noch heute ausschöpfen solle. Schließlich nahm er ein hohles Stück Baumrinde und begann damit traurig sein Werk. Da kam der Tatina, der der Häuptling aller Libellen war, und fragte ihn, was er da tue. Er erzählte ihm, was ihm sein Schwiegervater befohlen hatte, und der Tatina versprach, ihm mit seinen Leuten zu Hilfe zu kommen. Er rief einen großen Schwarm Libellen von allen Farben. Die setzten sich der Reihe nach an die Sperre und begannen das Wasser mit den Beinen herauszuwerfen. Sie arbeiteten so schnell, daß in kurzer Zeit das Flußbett trocken war. Den Kank  brauchten sie dieses Mal gar nicht als Wächter, weil der alte Königsgeier, gewiß, daß sein Befehl vollzogen würde, doch nicht kam. Nun ließ der Tatina den Mann die Trahiras töten, und es waren ihrer so viele, daß er sämtliche Körbe, die er mitgebracht hatte, damit anfüllte. Er trug die Fische heim und ließ seinem Schwiegervater sagen, daß er seine Arbeit getan habe.

Der Alte, welcher glaubte, daß der Mann ihm Jakar s gebracht h tte, ließ ihn die Beute in den Wald tragen, damit sie dort verfaule und Maden bekomme, die seine Lieblingsspeise waren. Er ließ dann Tapiokamehl machen, und als er nach ein paar Tagen meinte, daß schon genug Maden vorhanden sein könnten, f llte er damit eine große K rbisschale und ging in den Wald, um zu schmausen. Da fand er den Haufen Fische, aber keine Jakar s, wie er geglaubt hatte, und er kehrte wütend um und schalt seine Tochter, daß sie ihrem Manne den Auftrag nicht richtig gegeben habe

Die Frau riet nun ihrem Gatten, er solle, um den Alten zu besänftigen, eine neue Sperre anlegen und dieses Mal Jakar s fangen. Der Mann ging traurig zum Fluß, indem er dachte: — „Wer weiß, ob mir der Tatina auch dieses Mal Hilfe bringen wird?“ — Als er aber den Fluß abgesperrt hatte, brachte der Tatina wieder sein Volk, welches in kurzer Zeit die Arbeit tat. In dem flachen Wasser tötete darauf der Mann eine Menge Jakar s, band sie zusammen und schleppte sie heim. Seine Frau teilte dann ihrem Vater mit, daß die Beute bereit sei, und dieser hieß die „Trahiras“ wieder in den Wald bringen. Als sie dann Maden bekommen hatten, nahm er seine K rbisschale mit Tapiokamehl, ging hin und schmauste dort drei Tage lang.

Dann sann er auf einen anderen Vorwand, seinen Schwiegersohn zu töten; seine Tochter aber war schon an den Gatten gewöhnt, und er tat ihr leid. Der Alte steckte ein großes Stück Wald ab und ließ dem Mann sagen, er müsse unbedingt noch heute diesen Wald niederschlagen, sonst lasse er ihn töten. Traurig schliff der Mann seine Axt und ging an die Arbeit. Nachdem er aber die ersten Bäume gef llt hatte, setzte er sich nieder und dachte über seine Lage nach. Da kam wieder der Spechthäuptling Pek  geflogen und größte ihn: — „Guten Tag, Gevatter!“ — Er

klagte dem Vogel sein Leid, und Pekú versprach, ihm wieder mit seinen Leuten zu helfen. Er brachte auch seine ganze zahlreiche Sippe an, und nachdem er den Kankū als Wächter ausgesetzt hatte, begannen die Spechte fleißig zu arbeiten. Während die einen das Unterholz niederschlugen, fällten die anderen die dicken Stämme, und sie waren schon fast damit fertig, als der Kankū seinen Signalruf erschallen ließ, das Nahen des Alten verkündend. Rasch flogen die Spechte auf und versteckten sich hinter den Bäumen, während der Alte herankam und hocherfreut war über die getane Arbeit. — „Nun werde ich dich nicht mehr töten“, — versprach er seinem Schwiegersohn und ging wieder. Nun kamen die Spechte sogleich wieder hervor, und als es Abend war, hatten sie den Waldschlag beendet. Darauf gingen alle heim.

Als der geschlagene Wald trocken war, befahl der alte Königsgeier, Feuer anzulegen. Er ging selbst mit, angeblich um seinem Schwiegersohne zu zeigen, wie er es machen solle. Er legte zuerst am Rande Feuer an und befahl dem Manne, in die Tiefe der Rodung zu gehen und zu sehen, ob es dort auch gut brenne. Als sich der Mann jedoch umsah, war ihm von den Flammen schon ringsum jeder Ausweg abgeschnitten. Da erkannte er, daß der alte Königsgeier ihn auf diese Weise töten wolle und daß er nun sterben müsse. Er setzte sich hin und weinte. Da kam eine Spinne aus ihrem Loch im Boden hervor und fragte ihn, warum er weine. Er erzählte ihr die Bosheit seines Schwiegervaters, worauf ihn die Spinne einlud, mit hinab in ihre Höhle zu kommen. Sie verwandelte den Mann in eine Spinne und sie gingen zusammen in die Höhle, wo sie aßen und warteten, bis das Feuer ausgebrannt war: Das dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Als der Königsgeier nach Hause kam, fragte er seine Tochter, ob ihr Mann etwa schon zurückgekommen sei. — „Ach, der ist doch gewiß schon tot!“ — antwortete die Frau, welche wohl wußte, was ihr Vater getan hatte. Am folgenden Tage füllte der alte Königsgeier seine große Kürbisschale mit Tapiokamehl und ging nach der Brandstätte, um sein Mahl an der Leiche seines Schwiegersohnes zu halten. Seine Tochter ging weinend mit ihrem Knaben hinter ihm her. Der Alte sah sich überall nach der Leiche um, als er aber mitten in eine Brandstätte kam, sah er den Gesuchten unversehrt an einem Baumstumpf stehen. Da schleuderte der Königsgeier grimmig seine Schale mit dem Tapiokamehl zu Boden und kehrte wütend um. Die Frau aber riet nun ihrem Manne, das Haus des Schwiegervaters zu verlassen, da er ihn sonst doch noch töten werde.

Sie gingen nach Hause, packten ihre Sachen und machten Mandiokamehl zur Wegzehrung zurecht. Der alte Königsgeier war furchtbar erbost, und als sie gegangen waren, sandte er ihnen seine Krieger, die Urubús, nach. Die Frau aber hatte dies schon vorausgesehen und zur Vorsicht ein lauges Messer mitgenommen. Als nun die Urubús über ihren Mann herfielen und ihn ergreifen wollten, hieb sie mit ihrer Waffe tapfer auf die Angreifer ein, schlug den einen die Köpfe, den anderen die Flügel ab und jagte die übrigen zurück.

So kam die Familie wieder an die Pforte des Himmels und bereitete sich vor, hinabzusteigen. Der Sohn schwebte auch sofort zur Erde hinab, der Mann aber meinte ängstlich, er werde wohl sofort sturzen, sobald er den Flug versuchen würde. Seine Frau tröstete ihn aber, und indem sie unter ihm hinflieg, stützte sie ihn so, daß er nicht fallen konnte. Ganz ermüdet und außer Atem kam der Mann unten auf der Erde an: Er mußte sich sofort setzen und anlehnen, so ermattet war er.

X.

Der Knabe und der Bakur o.(Ywyz u, remirahakw ra)¹⁾.

Eine Mutter ging mit ihrem Knaben in die Pflanzung, und während sie Mandiokawurzeln ausri , schoß der Knabe am Waldrande nach Vögeln. Ein Bakur o flog vor ihm auf und setzte sich ein St ckchen weiter nieder. Der Knabe schoß einen Pfeil nach ihm ab, der aber nicht traf. Der Vogel flog darauf wieder ein Stück weiter und wartete. Der Knabe lief ihm nach und schoß zum zweiten Male, ohne zu treffen, worauf der Vogel wieder ein Stück weiter flog. So verfolgte der Knabe vergebens seine Beute weit in den Wald hinein, bis der Bakur o schließlich aufflog und zwischen den Bäumen verschwand.

Der Knabe sah nun, daß er sich zu weit von der Pflanzung seiner Mutter entfernt hatte. Er nahm Richtung und lief durch den Wald zurück; bald darauf stand er am Ufer eines großen Stromes. — „Wie kommt denn das, daß ich hier einen Strom antreffe, der auf dem Hinweg gar nicht vorhanden war?“ — dachte der Knabe, — „das hat mir der Bakur o angetan!“ — Er ging nun am Ufer auf und ab und schlief schließlich im Wald. So irrte er tagelang zwecklos am dem Fluß umher.

Eines Tages hörte er einen Specht schreien. — „Wenn ich doch fliegen könnte wie ein Specht“, — sagte der Knabe zu sich selbst, — „so würde ich gleich an das andere Ufer fliegen!“ — Und dann setzte er hinzu: — „Wenn der Specht wie ein Mensch wäre, so würde ich ihn bitten, mich hin berzutragen.“

Da kam der Specht geflogen, setzte sich dicht vor ihm an einen Baum und fragte: — „Was hast du gesagt?“ — Der Knabe wiederholte seine Bitte. Da wurde der Specht riesengroß und sprach zu ihm: — „Setze dich nur auf meinen Rücken, ich werde dich hin berbringen.“ — Der Knabe tat es mit Freuden, als aber der Specht in seiner Art zu fliegen begann — zuerst sich fast zu Boden fallen lassend und dann wieder jäh aufsteigend — wurde dem Knaben Angst, und er bat ihn, er möge ihn wieder absetzen. So blieb er wieder am Ufer zurück.

Da sah er einen mächtigen Jakaré mitten im Fluß auftauchen und das Wasser mit seinem Schweif schlagen. — „Wenn der mich doch hinüber-

1) Wörtlich: „Der vom Bakur o Mitgenommene“. Man warnt deshalb noch jetzt die Knaben: Schie e nicht auf Bakur os, sonst lassen sie dich jenseits des großen Flusses.

bringen wollte!“ — sprach der Knabe. Da schwamm der Jakaré heran und fragte ihn, was er wolle. Der Knabe brachte seine Bitte vor und der Jakaré ließ ihn auf seinem Rücken Platz nehmen. Dann schwamm er mit ihm dem anderen Ufer zu. Als sie in die Mitte des Stromes gekommen waren, befahl der Jakaré dem Knaben: — „Jetzt sollst du mir alle Schimpfnamen geben, die du kennst!“ — Der Knabe wollte es aber nicht tun, denn er wußte, daß ihn der Jakaré dann fressen würde. So kamen sie dem Ufer näher, und schließlich sprang der Knabe mit einem Satz ans Land und entfloh. Er lief, verfolgt von dem Jakaré, in den Wald hinein und kam an eine Lagune. Da stand der Reihler Sokó-boi und fischte. — „Warum rennst du denn so?“ — fragte er den Knaben. — „Ich fliehe vor dem Jakaré, der mich verfolgt und fressen will“, — antwortete dieser. — „Komm her, sprach der Sokó, ich werde dich in meinem Pyçá-parí (Fischnetz) verstecken“. — Mit dem Pyçá-parí meinte er aber seinen Kropf. Er spie vier Trahiras aus, die er im Kropfe hatte, verschluckte den Knaben und darauf wieder die vier Fische. Da kam auch schon der Jakaré auf die Spur des Knaben daher und fragte den Sokó, wo der Knabe hingegangen sei. Der Sokó bestritt, daß der Knabe hier vorbeigekommen sei, aber der Jakaré bestand darauf, weil seine Spur hierher führe. — „Gewiß hast du ihn verschluckt, sprach er, laß sehen, was du in deinem Kropf hast!“ — „Ich habe nur vier Fische gefangen“, — antwortete der Sokó und spie die Trahiras aus. — „Da sind sie!“ — Da kehrte der Jakaré um, und der Sokó ließ den Knaben wieder aus seinem Kropf heraus.

Der Knabe ging weiter und kam auf einen breiten Weg. — „Das ist der Weg zu meinem Dorfe“, — dachte der Knabe, es war aber der Weg der Taitetú-Schweine. Als er ihn weiter verfolgte, kam er an die Wohnung der Taitetús. Sie fragten ihn, wo er herkomme, und er berichtete ihnen die Geschichte seiner Irrfahrt. Da luden ihn die Wildschweine ein, bei ihnen zu bleiben. Sie hatten alle ihre Tierhäute, die sie aber zu Hause ablegten, um Menschengestalt anzunehmen. Der Knabe erhielt auch seine Tierhaut, damit er sich in ein Taitetú verwandeln konnte und blieb nun lange Zeit in seiner neuen Gesellschaft.

„Laßt uns Manduví (Erdnüsse) sammeln“, — sprachen die Taitetús eines Tages, und sie gingen Jutahí- und Kopaýbakerne suchen, das waren ihre „Manduví“. Dann brachten sie sie nach Hause und stießen sie im Mörser: das war das Mehl der Taitetús.

Eines Tages beschlossen die Wildschweine, in die Pflanzung zu gehen, um Bataten, Mandioka und Kará zu stehlen. Am folgenden Tage machten sie ihre Körbe und Kiepen zurecht und gingen nach der Pflanzung. Während die anderen die Erde nach den Wurzeln umwühlten, ging der Knabe umher. Plötzlich blieb er vor einem umgestürzten Baume stehen und sprach: — „War es nicht hier an diesem Baume, wo meine Mutter ihren Korb hinstellte an jenem Tage, als ich den Bakuráo verfolgte und mich im Walde verlor? Das ist die Pflanzung meiner Mutter!“ — Da zog er seine Tierhaut aus, und während die Taitetús ihre Lasten zurecht machten, versteckte er sich. Er ließ sie fortgehen und blieb allein an dem Baume zurück.

Nach einer Weile sah er seine Mutter kommen. Sie stellte ihren Korb an der gewohnten Stelle nieder, und als sie sich umdrehte, erblickte sie ihren Sohn. Da weinte sie und wollte ihn umarmen, er sprach aber: — „Fasse mich nicht an, Mutter, bleibe dort stehen und weine!“ — Dann forderte ihn seine Mutter auf, nach Hause zu kommen, und er folgte ihr von fern. Zu Hause aber hielt er sich stets von den Leuten absondert, schlief in einer Ecke und sang die ganze Nacht hindurch von seinen Abenteuern sowie die Gesänge, die er bei den Taitetú gelernt hatte: Er war selbst schon zum Taitetú geworden!
